

Heft 8/2011

# Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der  
Schweizerischen Akademischen  
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller

**Sonderdruck**

**germanistik.ch**  
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft



# Alte Germanistik? – Altgermanistik!

von ULRICH WYSS

Among German studies the medieval branch is the richest in tradition, but also the most irritable. This talk discusses possibilities of its modernisation, in particular since the end of the philological paradigm that was confined to national borders.

Es ist mehr als dreiundvierzig Jahre her, dass PETER WAPNEWSKI in der ›Zeit‹ einen Artikel unter der Überschrift ›Die alte Germanistik und die jungen Studenten‹ drucken liess: in der Ausgabe vom 25. August 1967. Ich habe mich erinnert, diesen Text damals gelesen zu haben; ihn heute im Online-Archiv der Zeitung wiederzufinden ist ein Kinderspiel. Die ›ältere Abteilung‹ des Masenfachs Germanistik, führte der damals seit einem Jahr in Berlin amtierende Altgermanist WAPNEWSKI aus – er sollte bald darauf nach Karlsruhe wechseln –, sei zum einen ungeeignet für alle Studenten, die ins ›höhere‹ Lehramt, also das an Gymnasien, strebten, und gerade um dieser Lebensferne willen anfällig für alle Anfechtungen durch den wie auch immer legitimen Protest. Das Debakel von ADORNOS Auftritt im eben vergangenen Sommersemester lag erst wenige Wochen zurück: dessen Vortrag über den Klassizismus von Goethes ›Iphigenie‹ war im Tumult untergegangen. Und jener 2. Juni 1967, an dem der Student Benno Ohnesorg von dem Polizisten Kurras erschossen wurde, als er gegen den Staatsbesuch des Schahs von Persien protestierte, markiert den Anfang jener studentischen Protestbewegung, die wir mit der Datumschiffre ›Achtundsechzig‹ zu bezeichnen pflegen. Ein Berliner Germanistentag, auf welchem unter anderem gefordert wurde: «Schlagt die Germanistik tot / Färbt die blaue Blume rot», stand noch bevor. Für WAPNEWSKI stellte sich sein Fach als das irritable schlechthin dar. Die klassischen Philologen, meinte er, hatten es leichter, unbeirrt bei ihrer Sache zu bleiben.

Nun, die ›Altgermanistik‹, um die es damals ging und heute wieder gehen soll, ist ja, genau genommen, gar keine ›alte Germanistik‹. Sie wäre es höchstens unter dem Gesichtspunkt der Wissenschaftsgeschichte. Für die Generation, die sie erfunden hat, die romantische Generation um 1800, war die Germanistik zunächst in der Tat nichts als Altgermanistik, als die Wissenschaft vom deutschen Altertum nämlich; wir bezeichnen die Epoche, aus der die ältesten Texte in deutscher Vulgärsprache stammen, bekanntlich als unser Mittelalter. Als die Brüder GRIMM anfangen, germanistisch zu arbeiten, machte sich Goethe daran, den ersten ›Faust‹ für den Druck vorzubereiten. Was dann der Kanon der deutschen Literatur wurde, gab es in den Anfängen der Germanistik noch gar nicht. Die Philologie, welche einen vergessenen Bestand von Poesie ins Leben zurückrief, ist einmal etwas Neues, Unvordenkliches gewesen. Unser Kollege

ECKART CONRAD LUTZ hat das jüngst in einem Schreiben, das den Protest der ›Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft‹ gegen die Entlassung einer englischen Kollegin formulieren sollte, in die Worte gefasst, die Altgermanistik, als «der historische Kernbereich und die Basis der Germanistik als wissenschaftliche Disziplin», habe deshalb Anspruch auf einen besonderen Respekt.

WAPNEWSKIS kleines Wortspiel funktioniert, wenn das Alte der Altgermanistik eben auch bedeutet, dass dieser Teil des Faches nun einmal für das Altväterische und Altmodische zuständig sei. Dazu mag, im besten Fall, auch eine gewisse Gediegenheit im Handwerklich-Philologischen gehören, vor allem aber die Enthaltbarkeit aller modernen Literatur- und Kulturtheorie gegenüber. Altgermanistik, so diese *fable convenue*, ist vor allem geistlos und betriebsam. Das belegt etwa der Briefwechsel von GUSTAV ROETHE mit seinem Schwager EDWARD SCHRÖDER in Göttingen. Die sogenannte Neugermanistik würde sich demgegenüber zwar allen möglichen intellektuellen Neuerungen aufgeschlossen zeigen, voll des geistigen Wagemuts; die Kehrseite wäre hier nicht die Theorieabstinenz, sondern das Verfallensein an alle möglichen Theoriekonjunkturen, die leicht als Modetorheiten abgetan werden können. Das hat ROETHE gegen FRIEDRICH GUNDOLF ins Feld geführt, als es um die Nachfolge von ERICH SCHMIDT in Berlin ging.

Doch derlei Antithesen tragen nicht weit. Ich selber habe sie in meinem Studium jedenfalls nicht erlebt. Auf der Schwelle zum altgermanistischen Seminar meinen Kopf an der Garderobe abzugeben hat nie jemand von mir verlangt. Und um 1968 haben damals junge Ordinarien der Altgermanistik wie KARL BERTAU in Genf oder HELMUT BRACKERT in Frankfurt den Herausforderungen des auf Revolte und Umsturz gestimmten Zeitgeists unerschrocken ins Auge geschaut. Nicht zu bestreiten ist allerdings, dass in den auf Modernisierung sinnenden Bürokratien die Altgermanistik immer als *quantité négligeable* behandelt wurde. Sowohl in der Reformuniversität Konstanz wie in den vielen nordrhein-westfälischen Universitätsneugründungen, zum Teil auch in Hessen und Bayern und Niedersachsen, wurde die Ältere Abteilung deutlich zurückgestuft. Im besten Fall war sie gerade einmal mit einer C 3-Professur (gegenüber dem obligaten Ordinariat für das ›neuere‹ Fach) vertreten, an besonders ambitionierten Innovationsstandorten wie Konstanz und Bielefeld am Anfang nicht einmal damit. Und in den nicht deutschsprachigen Ländern ist es die Mittelaltergermanistik, die zuerst dranglauben muss, wenn das Interesse an *German Studies* zurückzugehen scheint.

Indessen, es lohnt sich wohl nicht, irgendeinen *status quo* zu reklamieren. Das Fach ist seit langem einem Prozess der Identitätsdiffusion ausgesetzt, den wir nicht mit Notwendigkeit als Katastrophenerzählung imaginieren sollten. Seit es die Germanistik gibt, löst sie sich auf. Um 1850 teilt sich das Fach in die ›Ältere‹ und die ›Neuere‹ Abteilung. Der Komparativ deutet darauf hin,

dass das nicht einfach den Gegensatz von *anciens* und *modernes* meint, sondern eine gewisse Tendenz, den Schwerpunkt im jeweils älteren oder neueren Bereich. In Zürich gehört auch die Literatur des XVII. Jahrhunderts der <älteren> Abteilung, in Frankfurt ziehen wir die Grenze im Jahr 1600, wieder anderswo beginnt das <Neuere> hundert Jahre früher. Nach 1960 trennt sich die Linguistik, die bisher von den Altgermanisten mit betrieben worden war, ganz dezidiert von der Literaturwissenschaft. Und das ist nicht alles. An meiner, der Goethe-Universität zu Frankfurt am Main, kann ich das jeden Tag beobachten. Um 1970 löste sich dort die Skandinavistik aus dem Verbund der deutschen Philologie: mit guten Gründen. Zur Jahrtausendwende entstand ein Institut für <Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft>, wieder aus Beständen der Germanistik alimentiert, und wieder mit einem Lehrstuhlinhaber, der bisher im Rahmen der Germanistik gearbeitet hatte. Dem folgte die germanistische Sprachwissenschaft, die unter dem Namen <kognitive Linguistik> in Horizonte aufbrach, die weit jenseits des herkömmlichen Betriebs der linguistischen Unterweisung auch von künftigen Deutschlehrern liegen. Das ergibt allerlei Tribulationen im Alltag, aber ich habe es immer ohne Bedauern gesehen. Es zeigt sich darin eine Wahrheit, die uns erfreuen muss: dass die Identität einer wissenschaftlichen Disziplin nicht durch das Universitätsgehäuse sich garantieren lässt. Institutionen können geistige Optionen nicht hervorbringen; epistemologische Felder werden von denkenden Menschen bestellt, nicht von bürokratischen Strukturen.

Und die alte Germanistik? Kann sie sich als souveräne Altgermanistik aus dem Zerfallsprozess der deutschen Nationalphilologie erheben? Als wir im Herbst 2003 auf einem der traditionsschweren DFG-Symposien im Kloster Irsee daran machten, die <Grenzen der Germanistik> zu erkunden (der Band zur Tagung ist dann Ende 2004 erschienen), waren auch einige meiner Kollegen aus der Alten Abteilung dabei, kundig und in vielen Debatten gestählt wie VOLKER MERTENS und WERNER RÖCKE aus Berlin. Sie demonstrierten, dass wir das Feld der aktuellen Kontroversen um die Vergangenheit ebenso wie um die Zukunft des Faches nicht den Neugermanisten überlassen müssen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Anmerkung von ALBRECHT KOSCHORKE: wenn immer die Modernitätsfetischisten das Wort führen, meldet sich ein Mediävist zu Wort mit dem Hinweis, <das alles> habe es auch in der Vormoderne schon gegeben. Lässt sich das weiterdenken zu dem Postulat, gerade die Mittelalterwissenschaft habe sich der Modernität des Mittelalters zu vergewissern?

So etwas hatte wohl WALTER HAUG im Auge, als er auf dem internationalen Germanistenkongress, der 1985, zweihundert Jahre nach JACOB GRIMMS Geburtstag, in Göttingen über die Bühne ging, zu sprechen hatte. Er schlug vor, die Modernität als eine Episode in der Geschichte in aller Ruhe einfach einzuklammern – wir Post-Modernen finden in der Vor-Moderne unsere Impulse und Inspirationen. Das hatte HAUG am Beispiel der Tristan-Romane

aus dem Hochmittelalter, die ja immer wieder als verstörend unmittlalterlich wahrgenommen worden sind, zu zeigen versucht. Eine gewagte geschichtssphilo-  
sophische Pirouette! Ich frage mich allerdings, was der Gewinn von derlei  
Argumentationskunststücken ist. Am Ende sperrt sie die mittelalterlichen Tex-  
te dann doch wieder in ihrer Alterität ein, allerdings nicht als das Andere der  
Modernität, sondern als dessen allermodernste Überbietung, die sich eben als  
Nachmoderne travestiert. In dem Vierteljahrhundert, das seit 1985 vergangen  
ist, hat derlei Argumentation selber Patina angesetzt; die postmoderne Karte  
sticht nicht mehr.

Aus solchen Beobachtungen möchte ich schliessen, dass der Literaturwis-  
senschaft nicht nur das Verzeitlichen der Literaturgeschichte immer wieder  
misslingt; auch zur Tradition des eigenen Faches findet sie kein rechtes Ver-  
hältnis. Das zeigt sich dann an den diffusen Gesten, mit denen die Grenzen  
der Germanistik erweitert werden sollen. Soll die Maxime ‹Zurück zu› lauten,  
zurück zu den kulturwissenschaftlichen Anfängen der Germanistik? Oder  
‹Wieder einmal›, wieder einmal insistierende Lektüre, vielleicht als dekon-  
struktivistisches *close reading*? Oder nicht doch ‹Nie wieder›, nie wieder so-  
ziologischer Reduktionismus? Oder am besten ein beherztes ‹Immer schon›  
– wir haben das alles immer schon draufgehabt?

Für die Altgermanistik scheint es einen Ausweg zu geben. Taufen wir sie  
einfach um in ‹Mediävistik›, mit dem oder ohne den Zusatz ‹germanistisch›!  
Dann sind wir zumindest das ominöse zweideutige Epitheton los. Aber auch  
die mediävistische Option ist vor allem ein Revenant aus der Geschichte des  
Fachs. ‹Mediaevalismus› hatte zum Beispiel ERNST ROBERT CURTIUS sein  
Programm einer europäischen Literaturforschung genannt, mit dem in den  
Krisenjahren um 1930 eine Alternative zur heillosen *modernité* gemeint war,  
die nicht zuletzt den europäischen Faschismus aus sich entlassen hatte. So hat  
CURTIUS das nachträglich sehen wollen. Mediaevalismus als ‹Restaurationsge-  
sinnung›, Dante statt Proust, mittellateinische Philologie statt undisziplinierter  
Geistesgeschichte, das war das Programm. Das hatte sehr wohl etwas zu tun  
mit Projekten wie dem einer ‹mittelalterlichen Altertumswissenschaft›, das in  
den selben Jahren der Dichter Rudolf Borchardt entwarf. In diesem wiederum  
erkennen wir den Wiedergänger einer alle Kulturerscheinungen ihrer Epoche  
umfassenden klassischen Philologie, deren Philosophie und Enzyklopädie die  
Vorlesungen AUGUST BOECKHS kodifiziert hatten. So fällt es (nicht nur) mir  
schwer, die angelsächsischen *cultural studies* als die grandiose Alternative zur  
philologischen Tradition zu bewundern. Kulturwissenschaft versus Philologie:  
das ist auch eine jener chimärischen Alternativen, die den Disput über unser  
Fach so mühsam machen. Dass statt des ‹Entweder – Oder› hier nicht nur ein  
kraftvolles ‹Sowohl – Als auch› das Gebot der Stunde sein könnte, sondern  
schlicht die These, dass die Philologie als die Kulturwissenschaft schlechthin  
zu gelten habe, ist auch schon erwogen worden.

Als 1996 in Frankfurt der ersten Germanistenversammlung überhaupt zu gedenken war, die 1846 in der Paulskirche zusammengetreten war, hielt EBERHARD LÄMMERT die Festrede. Er handelte von «der kulturwissenschaftlichen Weite der Germanistik von 1846». Auch er wollte das vielgescholtene und vielgeschmähte Fach in den Jungbrunnen eines grossen Zurück zu den Ursprüngen tauchen. Ich halte es lieber mit JACOB GRIMM, der jene erste Versammlung präsiert hatte. «Man kann alle philologen, die es zu etwas gebracht haben», sagte er einige Jahre später in der Rede zum Gedenken des strikten Philologen KARL LACHMANN, «in solche theilen, welche die worte um der sachen, oder die sachen um der worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich übersehe nicht die grossen vorthelle seines standpuncts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren halte.» Es geht hier nicht um Forschungsprogramme und Methodenzwänge, sondern um gelehrte Temperamente und deren Verschiedenartigkeit. Ihnen verdankt jede Wissenschaft ihr Fortschreiten.

So gesehen, könnten wir die Streitereien um die Zukunft unseres Faches auf sich beruhen lassen. Diese lässt sich ohnehin nicht planen und schon gar nicht steuern. Das in Wirklichkeit nicht bewältigte Problem ist ein anderes: die Germanistik – ob alt oder neu – als Nationalphilologie im postnationalen Zeitalter. Das Paradigma des Nationalstaats, möchte ich meinen (und ich habe es schon oft gesagt), ist seit 1918 obsolet. Die Akteure der Weltgeschichte sind nicht mehr die Nationalstaaten, schon im Zweiten Weltkrieg im Grund nicht mehr. Damit ist die sozusagen natürliche Selbstverständlichkeit des nationalliterarischen Kanons mit allem, was drum- und dranhängt, hinfällig. Der Deutschunterricht hat nicht mehr die Aufgabe, die Jugend in die Mysterien des deutschen Geistes einzuweihen. Dass er trotzdem einfach weiterbetrieben wird, daran laborieren wir auch als Hochschulgermanisten. Aber auf dieses weite Feld will ich mich jetzt nicht wagen. Nur soviel: Dass die Einheit des Faches sich aus dem Zusammenhang der Geschichte einer deutschen «Nationalliteratur» ergeben soll, hat mir nie eingeleuchtet. Vom «Muspilli» bis Gottfried Benn oder bis Peter Handke (darüber haben wir in Bern einmal mit WERNER KOHLSCHMIDT diskutiert) – was soll's! Mit Verstand ist das nicht zu erzählen. Bei KARL BERTAU in Genf konnte man, vor vierzig Jahren, lernen, was eine nicht nationale Literaturgeschichte wäre.

FRITZ STRICH, der Berner Vorgänger WERNER KOHLSCHMIDTS, kam 1929 aus München, wo er, der Königsberger Jude, nie Ordinarius hatte werden können, nach Bern. Er schrieb ein Buch über «Goethe und die Weltliteratur». Das war die Option für eine postnationale Germanistik. ERICH AUERBACH, der einst von seinem Marburger Lehrstuhl ins Exil vertriebene grosse Romanist, schrieb für die Festschrift zu STRICHS 70. Geburtstag einen Artikel unter dem Titel «Philologie der Weltliteratur». Dort finden wir den Satz: «Der Geist ist nicht national», man kann das einfacher und besser nicht sagen. Es wird im

deutschsprachlichen Mittelalter besonders deutlich sichtbar. Aber der Grundsatz gilt natürlich für alle anderen Fächer und Teilfächer auch.

Und gewiss auch für die Schweizer Altgermanistik. Wohl aber könnte als paradoxer Effekt einer fortschreitenden Internationalisierung und Globalisierung die ‹Selbsttribalisierung› nationaler Kulturverhältnisse eintreten. Davor hat vor wenigen Tagen der Wissenschaftshistoriker MICHAEL HAGNER von der ETH Zürich gewarnt (FAZ vom 17. November 2010): «Das äussert sich zunächst einmal an ganz unterschiedlichen Phänomenen wie Fremdenfeindlichkeit, einer Verharmlosung des Kulturbetriebs, einer antiintellektuellen Stimmung und einer Erosion der Geisteswissenschaften.» Die Schweizer Altgermanistik darf alles, soll alles dürfen, nur eines nicht: Verschweizen.

Heft 8/2011 – Aus dem Inhalt

PETER UTZ

Soll die Germanistik verschweizern?

ULRICH WYSS

Alte Germanistik? – Altgermanistik!

ELVIRA GLASER

Von Dialektologie und Sprachgeschichte. Ein Programm

SIMON BRÜHLMANN

Geschundenes Bild oder brutale Schrift? Textlinguistische Untersuchung anhand von Stefan Sagmeisters <AIGA Detroit Poster>

ROMAIN BÜCHI

Schrift und Notation

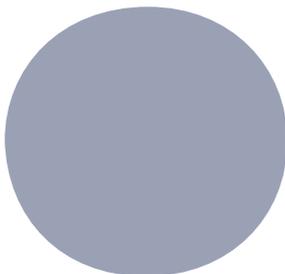
SIMONE EBERHART

Textdesign und Textwirkung

ALICIA SOLIS

«Die Schweizerinnen sind keine Schweizer.» Der öffentliche Diskurs über sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann in der Schweiz

# Germanistik in der Schweiz



ISBN 978-3-033-03167-8



9 783033 031678 >